

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Veronika Settele**  
**Deutsche Fleischarbeit**

Geschichte der Massentierhaltung von den Anfängen bis heute

2022. Rund 240 S., mit 23 Abbildungen

ISBN 978-3-406-79092-8

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/33757011>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Veronika Settele

# Deutsche Fleischarbeit

Geschichte der Massentierhaltung  
von den Anfängen bis heute

C.H.Beck

**Für Hans und Maria,  
die noch Tiere hielten.**

Mit 23 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Schweinezucht in einer Landwirtschaftlichen  
Produktionsgenossenschaft, aufgenommen um 1965. © akg-images/  
Sammlung Berliner Verlag / Archiv

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79092 8



klimateutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

# Inhalt

## Vorwort

Das Problem mit der Massentierhaltung 7

## Einleitung

Tierhaltung als Agrarfrage der Gegenwart 11

I. Sehnsucht nach Fleisch, 1860–1945 19

1. Sichtbare Tiere, rares Fleisch 19

Tiere in der Stadt 21 · Fleisch auf dem Teller – oder auch nicht 27

2. Die Inkubationszeit der Massentierhaltung 42

Unzufriedene Agrarexperten und neue Forschungsinstitute 42 ·  
Schweinemord und Erzeugungsschlacht 48

II. Revolution im Stall, 1945–1990 57

1. Rinder / Körper

Neue Tiere für die Konsumgesellschaft 58

Kuhlose Wirtschaften und Rinder per Dampfschiff 58 · Es  
braucht Rinder, «auf denen die dicken Steaks wachsen» 64 ·  
Tiefgefrorenes Sperma und Populationsgenetik in neuen  
Dimensionen 69 · Kampf dem Luxuskonsum! 84

2. Hühner / Wirtschaft

Economies of Scale und Kritik of Scale 93

Hühnerwirtschaft in Frauenhand und internationale Inspira-

tion 95 · Ein transatlantischer Hahnenkampf: Der Chicken War, 1961–1963 101 · Die BWLisierung von Raum, Arbeit und Tier: Keine Frage des Kapitalismus 107 · Die Gesellschaft schlägt zurück 123

### **3. Schweine / Technik**

#### **Neue Ställe mit neuen Problemen** 133

Vorindustrieller Schweineauslauf, fehlende Arbeitskräfte und tote Ferkel 135 · Technikdeterminismus als Selffulfilling Prophecy 140 · Nichts tragen, was fließen kann! 146 · Nebenwirkungen im Stall: Kannibalismus, Hygiene und Stress 155 · Stall im Raum: Mehr Schweine, als Luft und Boden vertragen 164

### **III. Unmut in der Gesellschaft und Stagnation im Stall,**

#### **1990 bis heute** 179

##### **1. Tierhaltung im Kreuzfeuer der Gesellschaft** 179

##### **2. Realität im Stall: It's the economy, stupid!** 195

Dank 210 · Anmerkungen 212 · Bildnachweis 239

# Vorwort

## Das Problem mit der Massentierhaltung

Den Gegenstand des vorliegenden Bandes zu benennen ist kompliziert. Massentierhaltung ist ein schwieriges Wort. Es hat das gleiche Problem wie «factory farming» im Englischen. Die Branche der Tierhalterinnen und Tierhalter und damit der Hauptakteur dieser Geschichte verwendet den Begriff nicht mehr. Er sei unpräzise und analytisch wenig hilfreich. Damit hat sie recht: Was genau Massentierhaltung sein soll, ist schwer zu definieren und zwar, seit es das Wort gibt. Ab wie vielen Tieren spricht man überhaupt von Massentierhaltung? Die «Massentierhaltungsverordnung» aus dem Jahr 1975 etwa regelte, dass Schweinehalterinnen und -halter mit mehr als 1250 Tieren besondere Hygienevorkehrungen zur Seuchenprävention zu treffen hatten. Als die Verordnung im Entwurfsstadium 1972 und 1973 unter den zehn Landwirtschaftsministern der westdeutschen Länder, dem Senator für Gesundheit und Umweltschutz in Berlin, der Arbeitsgemeinschaft der im Schweinegesundheitsdienst tätigen Tierärzte, dem Raiffeisen- und Bauernverband, den Landwirtschaftskammern und einigen weiteren Verbänden kursierte, stritten die Landwirtschaftsexperten heftig über die Festlegung.<sup>1</sup> Diese eine Zahl als scharfe Grenze überzeugte weder diejenigen, die um wirtschaftliche Nachteile der Schweinehalter fürchteten, noch diejenigen, die sich stär-

ker wegen der Ausbreitung von Tierseuchen sorgten. Dennoch sprachen Tierhalterinnen, Veterinäre und Agrarpolitiker in den 1970er Jahren von Massentierhaltung. Sie benutzten das Wort, um ein neues Phänomen begrifflich zu fassen: die ganzjährige Konzentration ungewöhnlich großer Herden in Ställen auf Basis zugekauften Futters und die mit dieser neuen Tierhaltung einhergehenden Herausforderungen. Sie hörten damit auf, als der Ausdruck Massentierhaltung durch Gegnerinnen und Gegner der neuen Haltungsform zum Synonym für ihre negativen Nebenwirkungen geworden war.

In der Tat ist die normative Aufladung des Begriffs problematisch. Massentierhaltung als pauschales Symbol all dessen, wovor «Zivilisationskritiker bereits seit der Industrialisierung flüchten wollten»,<sup>2</sup> ist ebenso unzutreffend wie die gegensätzliche Vorstellung, die der Begriff hervorbringt: kleine bäuerliche Betriebe als heile Welt. Wie es tatsächlich um den Zustand der Tiere und die Umweltbilanz der Betriebe bestellt ist, hängt von mehr Faktoren als der Bestandsgröße ab. Dennoch plädiere ich dafür, das Kind beim Namen zu nennen, um die tiefgreifenden Veränderungen landwirtschaftlicher Tierhaltung mit ihren gesellschaftlichen Ursachen und Folgen zu begreifen. Kein anderes Wort bringt so griffig auf den Punkt, worin die Radikalität des Wandels bestand, der sich quantitativ und qualitativ von der Entwicklung der vorangegangenen Jahrhunderte unterschied. Intensivtierhaltung, technisierte Viehhaltung, industrielle Tierhaltung oder intensive Nutztierhaltung sind für landwirtschaftlich informierte Kreise aussagekräftig. Für die Bevölkerung ohne Landwirtschaftsbezug sind sie es nicht. Die aber stellt inzwischen die übergroße Mehrheit. In Deutschland wurden 2020 in allen landwirtschaftlichen Bereichen nicht einmal mehr eine Million Arbeitskräfte gezählt, inklusive aller mitarbeitenden Familienangehörigen und angeheuerten Saisonarbeiterinnen und -arbeiter.<sup>3</sup> Das ist nur mehr ein gutes Prozent aller Erwerbstätigen und noch einmal 15 Prozent weniger als 2010.

Zur Geschichte der Massentierhaltung gehört die Geschichte ihrer Kritik. Auch das impliziert der Begriff Massentierhaltung stärker als seine weniger auf die Quantität abzielenden Konkurrenten. Nutztierhaltung ist übrigens nicht minder normativ aufgeladen. Kritikerinnen und Kritiker des Begriffs «Nutztier» monieren ihrerseits mangelnde Präzision, schließlich nutzen wir auch Wildtiere, ohne dass diese dadurch zu Nutztieren würden. Die semantische Einordnung mancher Tiere als Nutztiere sei zudem ein gewaltvoller Akt. Haustierte würden gestreichelt, Nutztiere geschlachtet. «Nutztier» essentialisiere den Nutzcharakter mancher Tiere, obwohl dieser nicht natürlich sei, sondern das Ergebnis eines wandelbaren kulturellen Prozesses.<sup>4</sup>

Es ist aufschlussreich, dass es keinen allgemein akzeptierten Begriff für die gegenwärtige Wirtschaftsweise im Stall gibt. Der Befund zeigt: Der kommunikative Faden zwischen der Branche landwirtschaftlicher Tierhaltung und der restlichen Gesellschaft ist gerissen. Konkrete Informationen über die Produktionsbedingungen von Milch, Eiern und Fleisch erreichten die Bevölkerungsmehrheit ohne Landwirtschaftsbezug just dann immer seltener, als sich die Berührungspunkte von Stall und Gesellschaft auflösten. Diesen Faden gilt es wiederaufzunehmen. Als historische Erklärung der Genese der Massentierhaltung und zugleich der Genese ihrer Kritik dazu beizutragen, ist die kühnste Hoffnung dieses Buches, das sich an die allgemeine, interessierte Öffentlichkeit richtet. Sein zweiter Teil, «Revolution im Stall, 1945–1990», ging aus meiner 2020 unter diesem Titel veröffentlichten Dissertation hervor. Die umfangreichere Studie erzählt die Geschichte landwirtschaftlicher Tierhaltung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausführlicher und mit einem dichterem Anmerkungsapparat, spannt jedoch keinen langen Bogen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, wie es der vorliegende Band tut.



# Einleitung

## Tierhaltung als Agrarfrage der Gegenwart

Die Geschichte der Massentierhaltung begann mit allgegenwärtigen Tieren und mangelndem Fleisch – heute haben wir unsichtbar gewordene Tiere und ein überreichliches Fleischangebot. Sie erzählt davon, dass sich die Menschen und die Tiere, von denen sie sich ernährten, immer stärker voneinander entfremdeten, während dieselben Menschen die Tiere immer passgenauer ihren Bedürfnissen unterwarfen. Obwohl die allermeisten keinen persönlichen Kontakt zu Rindern, Schweinen oder Hühnern mehr haben, ist die Produktion der Tiere umstrittener denn je.

Der gesellschaftliche Gegenwind, der heute beengten Ställen, derbem Umgang mit Tieren und ungehemmtem Fleischverzehr entgegenbläst, wird von Jahr zu Jahr heftiger. Am 19. November 2019 reichte die Tierschutzorganisation PETA im Namen von Ferkeln, die betäubungslos kastriert werden, Verfassungsbeschwerde beim Bundesverfassungsgericht ein. Diese Praxis widerspreche dem seit 2002 im Grundgesetz festgelegten Staatsziel des Tierschutzes. Unter dem Motto «Wir haben es satt!» marschieren seit 2011 einmal jährlich zehntausende Bürgerinnen und Bürger in Berlin auf, um für einen anderen Umgang mit Tieren und deren Produkten zu demonstrieren. Vegetarische und vegane Ernährungsangebote sind mittlerweile Stan-

dard auf Partys und Speisekarten. Zeitungsberichte, Fernsehdokumentationen und ganze Kinofilme über Tierhaltung und Fleischproduktion sind zu einem etablierten Genre des investigativen Journalismus geworden. Knapp drei Viertel der Bevölkerung, so eine Umfrage von 2017, befürworteten strengere Gesetze, die eine «artgerechte» Haltung der Tiere sicherstellten.<sup>1</sup> Der Wissenschaftliche Beirat für Agrarpolitik beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft hielt 2015 fest, dass die Haltungsbedingungen des Großteils der Lebensmittel liefernden Tiere gesellschaftlich nicht akzeptiert und damit nicht zukunftsfähig seien.<sup>2</sup> 2020 buchstabierte das unter der Leitung des ehemaligen Landwirtschaftsministers Jochen Borchert versammelte «Kompetenznetzwerk Nutztierhaltung» auf 425 Seiten aus, worin die Kritik besteht.<sup>3</sup> Auf Ablehnung stoßen insbesondere: die räumlich beengten Haltungsbedingungen und die schmerzhaft «Anpassung» der Tiere an ihre Haltungsumstände durch Amputation von Schwänzen, Schnäbeln, Hörnern oder Hoden; der gesundheitliche Preis der hohen Leistungen der Tiere; ihre einseitige Nutzungsausrichtung, die Nachkommen des «falschen» Geschlechts überflüssig werden lässt; sowie die Transport- und Schlachtbedingungen. Das Gremium mahnte, dass manche Praktiken gegenwärtiger Tierhaltung, wie die intensive Rindermast, tickende Zeitbomben seien, weil die dortigen Haltungsumgebungen ähnlich problematisch seien wie diejenigen in der bereits skandalisierten Schweine- und Geflügelhaltung, nur dass diese noch nicht am medialen Pranger stünden.

Unbeeindruckt von den klaren Diagnosen streiten Landwirte und kritische Konsumentinnen, Fleischliebhaberinnen und Veganer, Agrarlobbyisten und Umweltpolitikerinnen indessen weiter darüber, wem der missliche Zustand anzukreiden ist. Ist er auf eine einseitig auf Produktivitätssteigerung setzende Agrarpolitik, die zugleich der Ernährungssicherheit der Bevölkerung Rechnung trägt, zurückzuführen? Auf die Tierhalterinnen und Tierhalter, die stärker ihre Bilanz als ein angenehmes Leben

ihrer Tiere im Blick haben? Auf Kunden und Kundinnen im Supermarkt, die doch immer wieder zu Billigmilch und günstigem Hackfleisch greifen? Auf den Lebensmitteleinzelhandel, der im Preiskampf mit den Produzenten dicke Margen abschöpft? Um die Lage zusätzlich zu verkomplizieren, schwebt über all diesen Auseinandersetzungen die Frage, was dem Tier zumutbare Haltungsumstände überhaupt sind und wer diese bestimmen kann.

Die Geschichte landwirtschaftlicher Tierhaltung hilft in dieser Gemengelage. Die Untersuchung des Inkubationsraumes unserer Gegenwart zeigt, was bei unappetitlichen Aufnahmen von dicht besetzten Ställen in Vergessenheit zu geraten droht: Die Massentierhaltung war keine Verschwörung dunkler Mächte. Sie war eine zu ihrer Zeit plausible Entwicklung. Die Antworten auf folgende Fragen erklären die Entstehung der gegenwärtig so umstrittenen Tierhaltung: die Frage nach der Rolle der ungebrochenen Nachfrage nach den Zutaten des «guten Lebens», nach saftigen Fleischstücken, reichlich Eiern und günstiger Butter; danach, warum immer weniger Menschen im Stall arbeiten wollten; warum sich die Industrialisierung der Tierhaltung in den Nachkriegsjahrzehnten mit so großer Geschwindigkeit durchsetzte, wo doch Agrarexperten schon seit den 1880er Jahren daran arbeiteten, die Tiere produktiver zu machen; warum die Ställe der DDR ähnliche Transformationen erlebten, obwohl dort kein freier Wettbewerb zu Effektivierung drängte; warum die Tiere aus den Dörfern verschwanden und sich ausgerechnet dann außerlandwirtschaftliche Kreise für das Geschehen im Stall zu interessieren begannen; und schließlich warum in der jüngsten Vergangenheit Ernährungsweisen, die auf Tiere verzichten, in weiten Kreisen beliebter wurden, obwohl vegetarische Vereine schon seit gut 150 Jahren fleischlose Ernährung propagieren.

Der historische Bogen, der zur effizienten Tierproduktion und ihrer gesellschaftlichen Ablehnung führte, ist lang. Zu-

nächst und bis weit ins 20. Jahrhundert waren die Tiere überall und das Fleisch rar. Insbesondere Schweine und Hühner wurden nicht nur in der Landwirtschaft gehalten, sondern waren als Selbstversorgungsreserven auch Teil städtischer Haushalte. Die Haltung der Tiere und die Produktion ihres Fleisches waren selbstverständlicher Alltag. In den vielen kleinen über das Land verteilten Ställen änderte sich bis 1945 erstaunlich wenig. Schweine zu füttern blieb anstrengend und zeitraubend, Kühe zu melken ebenso. Die dafür verwendeten Geräte – Eimer, Schaufel, Hocker, Karren – blieben wie die Handgriffe an den Tieren identisch. Auf den Feldern waren schwere Maschinen aufgefahren. Im Stall war davon nichts zu sehen. Dass die Vorgeschichte der Massentierhaltung dennoch im 19. Jahrhundert anzusetzen ist, liegt in einem neuen Denken über die Tiere und ihr Fleisch begründet, das in diesem Zeitraum Form annahm. Agrar- und Ernährungsexperten arbeiteten an produktiveren Tieren und machten die Tierhaltung zum staatlichen Projekt. Erst die Chemisierung, Elektrifizierung und Motorisierung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verhalfen den industriellen Strukturen in der Tierwirtschaft zum tatsächlichen Durchbruch. Doch die Bilder dieser Revolution im Stall waren knapp einhundert Jahre zuvor entstanden. Zur gleichen Zeit blieben Fleisch und Butter für die Masse der Bevölkerung eher fragiles Glück als tägliche Selbstverständlichkeit. Der überwunden geglaubte Mangel kehrte 1916/17, im Gefolge der Weltwirtschaftskrise um 1930 und in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1946/47 zurück. Er brannte sich als Trauma ins kollektive Gedächtnis ein und sorgte für die einhellige Zustimmung zu Produktionsmethoden, die *endlich* genug Fleisch für alle bereitstellen sollten.

1945 gab es noch keine Spur von den normierten Leistungsmaschinen, zu denen die Tiere in den folgenden Jahrzehnten gemacht wurden. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg verdichtete sich der Wandel im Stall. Tierhaltung funktionierte 1990 grund-

sätzlich anders als um 1950. Das betraf erstens die Körper der Tiere, zweitens die wirtschaftliche Konzeption der Haltung und drittens die technischen Abläufe im Stall. Dieser Befund gilt, jeweils mit um wenige Jahrzehnte verschobenen Zeithorizonten, für Dänemark ebenso wie für die Niederlande, für die Tschechoslowakei ebenso wie für Italien, und für die USA sowieso.<sup>4</sup> Im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts legten schließlich auch nahezu alle Bauern ehemaliger europäischer Agrarstaaten wie Rumänien, Polen, Jugoslawien oder Griechenland ihre Geräte aus der Hand.<sup>5</sup> Die Schaffung der Massentierhaltung war ein transnationales Projekt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts diagnostizierten Historikerinnen und Historiker «The Real Agricultural Revolution» in Großbritannien, die Implementierung eines seit 1850 entstandenen industriellen Wissensregimes in der Schweiz und einen «Pork and Poultry Boom» in Spanien.<sup>6</sup> Die Entwicklungen waren ähnlich, weil die strukturellen Triebkräfte hinter der Produktivitätssteigerung der Tiere stark waren: einmütige Ernährungspräferenzen rund um günstige tierische Lebensmittel und der politische Wille, die landwirtschaftliche Bevölkerung möglichst sozialverträglich in die Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft zu überführen. Das Besondere an der Geschichte landwirtschaftlicher Tierhaltung in Deutschland war ihre Konzeption im Kontext der nationalsozialistischen Erzeugungsschlacht, die Geschwindigkeit des Wandels aufgrund der prekären Ausgangslage im Nachkriegsdeutschland und die parallele Entwicklung in einem markt- und einem planwirtschaftlichen Land.

Im Fall der Tierhaltung wird die deutsche Teilungsgeschichte zu einer Konvergenzgeschichte. Paradoxe Weise führte gerade die Systemkonkurrenz der beiden Staaten, die sich im Wettstreit um den höheren Pro-Kopf-Konsum von Butter und Fleisch zeigte, zu ähnlichen Entwicklungen in den Ställen. Trotz massiv unterschiedlicher politischer Formung über vierzig Jahre hinweg mündeten Mangel und Lebensmittelknappheit

in eine von Ost- und Westdeutschland geteilte Bejahung der tierischen Produktivität. Über Partei- und Systemgrenzen hinweg fanden Tiere, die Milch, Eier und Fleisch günstiger lieferten, politische Unterstützung. Landwirtschaftliche Tierhaltung erzählt eine neue, integrierende deutsch-deutsche Gesellschaftsgeschichte. Der größte Fallstrick dieser Lesart wäre, die Reichweite der SED-Diktatur zu unterschätzen. Landwirte, die bis Anfang 1960 noch nicht freiwillig in die LPG eingetreten waren, waren Repressionen ausgesetzt; Tierärztinnen, die Skrupel hatten, sich in den Dienst der neuen Großbetriebe zu stellen, und gegen güllevergiftete Bäume, Felder und Seen engagierte Bürgerinnen und Bürger ebenso.

Die Revolution im Stall erklärt, wie es zur Verwirklichung eines Leistungsparadigmas kam, das die deutsche Durchschnittskuh im Jahr 1950 2480 Kilogramm Milch in der Bundesrepublik und 1935 Kilogramm in der DDR geben ließ und fünfzig Jahre später, im Jahr 2000, 6208 Kilogramm; das Hühner statt der 120 jährlichen Eier in der Bundesrepublik und 95 in der DDR im Jahr 1950 289 Eier im Jahr 2000 legen ließ; das Hähnchen, Kälber und Schweine fortwährend Rekorde in Sachen Muskelwachstum brechen ließ, während immer weniger Menschen mit ihnen arbeiteten. Die ehemals allgegenwärtigen Tiere verschwanden ganzjährig ins Innere großer Ställe außerhalb der Dörfer. Ihre Verlagerung «hinter die Kulissen des gesellschaftlichen Lebens» ließ, in Norbert Elias' Worten, die Peinlichkeitsschwelle des Zivilisationsprozesses, derentwegen wir heute auch keine ganzen Tiere mehr auf dem Tisch zerlegen, weiter vorrücken.<sup>7</sup> Diese Entwicklung folgte dem Verschwinden ihrer Schlachtung im späten 19. Jahrhundert und dem Verschwinden von Zugtieren im frühen 20. Jahrhundert. Anders als die tatsächlich verschwundenen und durch motorisierte Kraft ersetzten Zugtiere verschwanden die Rinder, Hühner und Schweine nie wirklich. Just dann, als die deutsche Bevölkerung im Schlafraffenland üppiger Fleischrationen und täglicher Frühstücksk-

eier angekommen war, begannen sich erste Konsumentinnen und Konsumenten an den produktiven Haltungsmethoden zu stoßen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderte sich nicht nur, wie Rinder, Hühner und Schweine gehalten wurden. Ebenso begann sich die Art und Weise, wie wir als Gesellschaft darauf blicken, zu wandeln.

Diesem Wandel ist der abschließende Teil des Buches gewidmet. Er nahm seit 1990 Fahrt auf. Im Verhältnis zwischen Stall und Gesellschaft verschob sich in den letzten 30 Jahren mehr als in den 150 Jahren davor. Was seit den 1970er Jahren einzelne Gegenstimmen gewesen waren, wurde zu Allgemeingut. Statt dem Traum möglichst günstiger Fleischstücke dominieren seit 1990 Sorgen um das Wohlergehen der Tiere, die Produktionsbedingungen in der Fleischindustrie und die ökologischen Folgen. Die Produktion verblieb unterdessen in den eingeschlagenen Bahnen. Um ihr Auskommen in dem politisch vorgegebenen Rahmen zu erwirtschaften, erzeugten Tierhalterinnen und -halter in einem fort immer effizienter riesige Tierherden, die in großen Schlachtbetrieben zu Fleischbergen transformiert wurden. Die auseinanderdriftende Entwicklung von Massenproduktion im Stall und postmaterialistischen Werten der Konsumentinnen und Konsumenten ließ eine neue Spannung entstehen. Die beschleunigte Massenhaltung hatte die begehrtesten Lebensmittel unbegrenzt verfügbar werden lassen.<sup>8</sup> Genau jene Mechanismen, die günstiges Fleisch für alle Realität hatten werden lassen, verunsicherten nun zunehmend. Immer mehr Menschen begannen daran zu zweifeln, dass die Herstellung von Nahrungsmitteln jegliche Produktionsbedingungen und -auswirkungen legitimierte. Die günstige Produktion von Fleisch wurde vom Ausdruck des guten Lebens zu einer Entgleisung der Moderne. Heute verlangt das Ergebnis jenes Transformationsprozesses, der die Massentierhaltung hervorgebracht hat, nach neuen Veränderungen. Damit ist die Zukunft von Tierhaltung und Fleischproduktion, wie die Geschichte stets, offen.

# I.

## Sehnsucht nach Fleisch, 1860–1945

### 1. Sichtbare Tiere, rares Fleisch

Warum sollte eine Geschichte der Massentierhaltung im 19. Jahrhundert beginnen? Weder 1850 noch zur Zeit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 oder um 1900 gab es Ställe, in denen einzelne Menschen hunderte gleicher Tiere betreuten. Die Orte, an denen die meisten Rinder, Schweine und Hühner gezüchtet, gemästet und geschlachtet wurden, waren identisch oder lagen nah beieinander. Die Spezialisierung der Schweinehaltung in die Bereiche Haltung von «Mutterschweinen», Läuferhaltung und Schweinemast nahm um 1880 «in den kultivierten Wirtschaften unsrer Gegenden» zu, doch die Tiere kamen weiterhin an die frische Luft und suchten sich vor allem in herbstlichen Wäldern einen Teil ihres Futters selbst.<sup>1</sup> Ochsen blieben mindestens so sehr Zugvieh wie Fleischlieferanten; die Unterscheidung in «Pferde-, Ochsen- oder Kuhbauer» zeigte überdies die Bedeutung der Tiere für die soziale Position ihrer Besitzer.<sup>2</sup> Statt ausgeklügelter Berechnungen zur Optimierung der Zuwachsleistung bestimmte das vorhandene Futter, wie viele Tiere im Stall standen und wie diese gediehen. Hauptzweck der meisten Schweinehaltungen blieb, «auf andere Weise nicht leicht verwerthende Futterreste in Fleisch u. Fett mög-



lichst schnell u. ergiebig zu verwandeln», weshalb «rasche Entwicklung» und immense Fruchtbarkeit die wichtigsten Eigenschaften der Tiere waren.<sup>3</sup> Und doch wurde der Boden für die Verwirklichung der Massentierhaltung nach 1945 in den knapp einhundert Jahren davor bestellt.

Das Verhältnis zwischen Mensch, Tier und Fleisch in diesem Zeitraum macht begreiflich, wie die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts alle gesellschaftlichen Milieus übergreifende Bejahung von Produktionstechniken entstand, die heute Irritation erzeugen. Die Allgegenwart der Tiere und die Knappheit des Fleisches erklären, warum es als gute Idee erscheinen konnte, Tiere ganzjährig in Ställen außerhalb der Dörfer und Städte verschwinden zu lassen. Tier und Fleisch tauschten ihre Position in der Geschichte der Massentierhaltung. Bei deren Beginn um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Tiere präsent und das Fleisch rar. 150 Jahre später war das Gegenteil der Fall: Fleisch war allgegenwärtig geworden und die leibhaftigen Tiere unsichtbar. Rinder, Schweine und Hühner zieren unseren Alltag heute als Maskottchen der Fleischindustrie, sind vermenschlicht präsent in Kinderbüchern und seit der Jahrtausendwende als lebensgroße Kunststofffiguren in Fußgängerzonen.<sup>4</sup> Die Plastik-Symbolkuh des European Milk Board, des europäischen Dachverbandes von Milcherzeugern, versucht in Deutschland und Österreich als Faironika, in Italien als Onestina und in Frankreich als Justine, jeweils in den Nationalfarben lackiert, etwas hilflos, eine engere Beziehung zwischen Milchproduzentinnen und -produzenten auf der einen und Verbraucherinnen und Verbrauchern auf der anderen Seite anzuregen. Dort, wo heute die Plastikkühe stehen, begann vor gut anderthalb Jahrhunderten die Neukonzeption der Tierhaltung. Ballungsräume wie New York, London und Berlin waren die Orte, an denen Bürgerinnen und Bürger, die sich für die Verbesserung der Gesundheit der Unterschichten engagierten, die Verlagerung der Tiere aus dem Lebensbereich der Menschen anstießen.

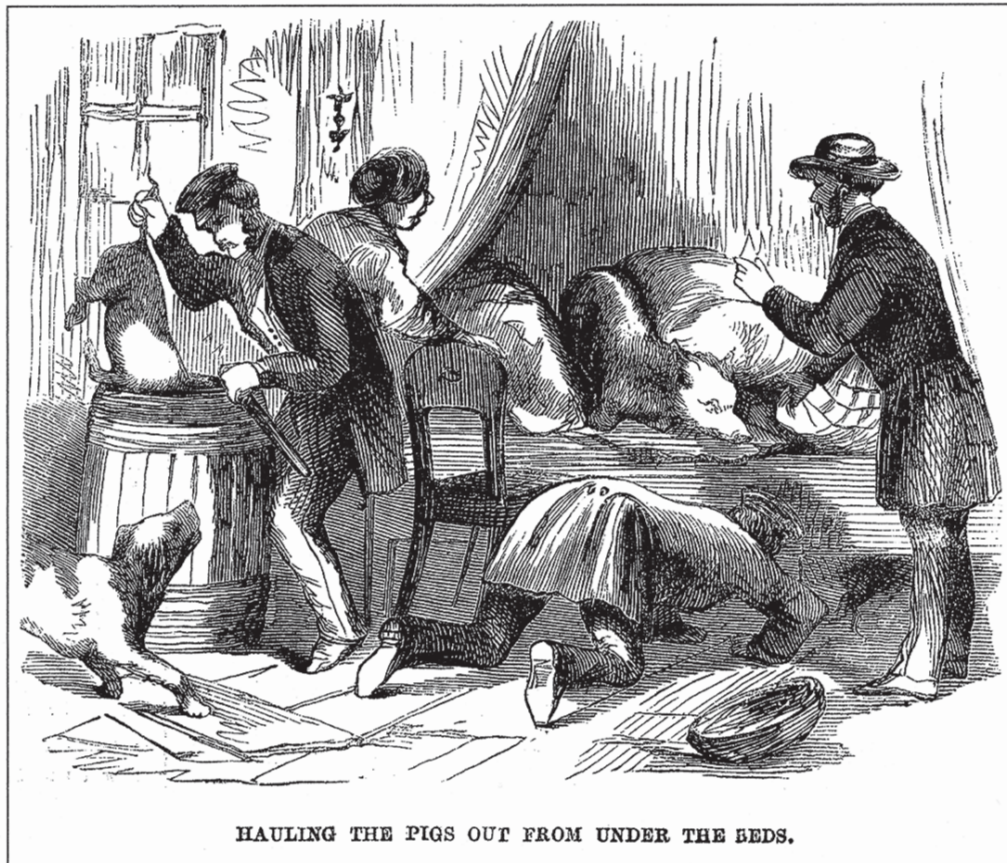
### Tiere in der Stadt

«Vorsicht vor den Schweinen», warnte Charles Dickens im Bericht über seine Reise in die Vereinigten Staaten zwischen Januar und Juni 1842.<sup>5</sup> Speziell am Broadway in New York City waren die Tiere überall. Zwei korpulente Sauen trotteten hinter seiner Kutsche her, während ein halbes Dutzend ausgewachsener Eber um die Ecke bog und ein einsames Schwein heimwärts bummelte. In wahrlich republikanischer Manier mischten sich die Schweine unter die beste Gesellschaft, notierte Dickens humoristisch. Sie verbrachten den Tag, wo es ihnen gefiel, und gingen bei Einbruch der Dämmerung nach Hause. Für die New Yorker Gesellschaft war die Situation weniger erheiternd als für Dickens. Schon dreißig Jahre lang sorgten die vielen Schweine für Konflikte zwischen ärmeren und wohlhabenderen New Yorkerinnen und New Yorkern.

1820 kam ein Schwein auf jeweils fünf Einwohner, und das nicht nur rechnerisch.<sup>6</sup> Sie bevölkerten die Straßen ebenso selbstverständlich wie die Menschen selbst. Insbesondere in Midtown Manhattan waren die Schweine unübersehbar. Die Fünfzigerstraßen zwischen der Sixth und Seventh Avenue hießen «Hogtown», «Pigtown» oder «Stinktown». Die Tiere waren die Lebensversicherung der Ärmsten. Ihre Schlachtung bedeutete für die Familien von Arbeitslosen, ungelernten Arbeitskräften und Tagelöhnern Fleisch und ihr Verkauf brachte Bares für den Erwerb anderer lebensnotwendiger Produkte. Sie brauchten nicht viel Platz, ernährten sich weitgehend selbst und fanden abends allein ihren Weg nach Hause, wo sie in einfachsten Löchern nächtigten, die von ein paar großen Steinen eingegrenzt und mit schäbigen Brettern bedeckt wurden. Tagsüber streunten sie frei herum und verwandelten den überall herumliegenden Abfall und Unrat in essbares Eiweiß. Allerdings trugen sie durch ihre Exkreme zur weiteren Verunreinigung des Stadtbildes bei. Sie wühlten mit ihren Rüsseln das Kopfsteinpflaster auf und

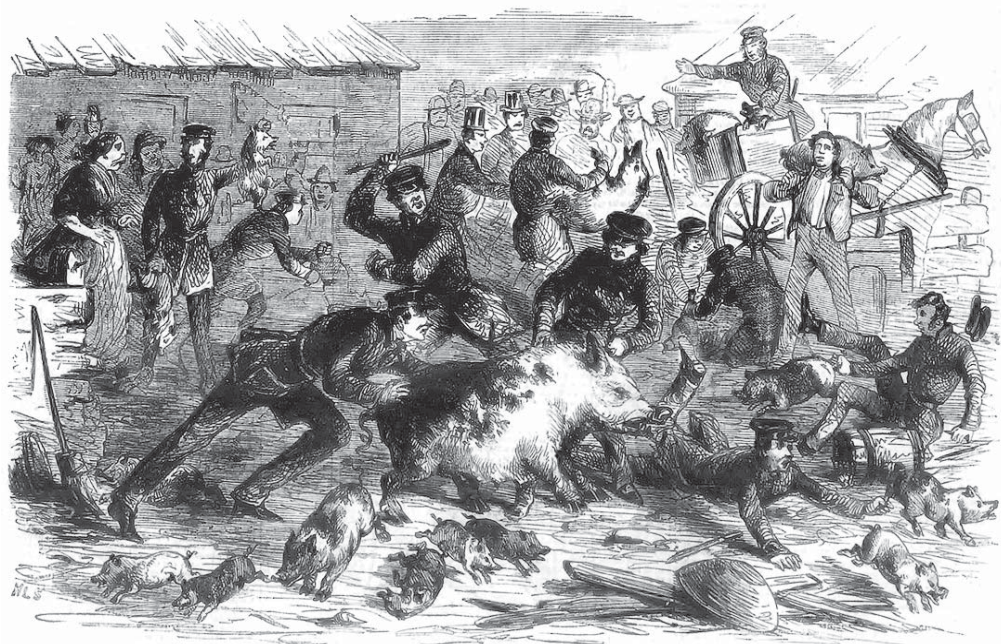
machten die Straßen unpassierbar für Wagen und Karren. Die halbwilden Schweine im öffentlichen Raum vertrugen sich nicht mit der Vorstellung, die wohlhabendere Schichten von ihrer Stadt hatten. Stadträte sorgten sich, was europäische Besucherinnen und Besucher denken würden. Neben dem Ekel, den sie für den Schmutz und Gestank der Tiere empfanden, hielten sie die Schweine für gefährlich und ihr Fleisch für ungesund, weil sie sich von Müll ernährten hatten. Die Schweine befeuerten den Klassenkonflikt. Gegnerinnen und Gegner der umherlaufenden Schweine griffen begeistert Edmund Burkes Formulierung der «schweinischen Mehrheit» (*swinish multitude*) auf, mit der der irisch-britische Politiker und Philosoph 1790 die Ziele der Revolutionäre in Frankreich delegitimieren wollte.<sup>7</sup> Die einhellige öffentliche Meinung der Oberklassen zulasten der freilaufenden Schweine änderte lange nichts an ihrer Gegenwart. Diverse «anti-hog-laws», welche die Beschlagnehmung umherlaufender Schweine und die Bestrafung ihrer Besitzerinnen und Besitzer regelten, zeigten keine Wirkung. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Bedeutung der Schweine für arme Familien zu groß und die New Yorker Stadtregierung zu schwach, als dass sie ihre Gesetze hätte durchsetzen können.

Das änderte sich 1859, nicht zufällig im Jahr der Einrichtung des Central Parks. Im sogenannten «Piggery War» zwischen Juli und September gelang es der Staatsgewalt, die Schweine aus dem öffentlichen Raum zu entfernen, zumindest südlich der 86. Straße. Die *New York Times* berichtete auf der Titelseite, wie 76 bewaffnete Männer in «Hogtown» einmarschierten. Aufgeteilt in zwei Divisionen, die die Schweine von der sechsten Avenue auf der einen und der siebten auf der anderen Seite zunächst eingezungelt hatten, beschlagnahmten sie die Tiere und zerstörten die Schweineställe.<sup>8</sup> Mitunter ging es wüst zu: Als der Polizist William H. Adams am 10. August ein großes Schwein an den Ohren zu fassen bekommen hatte, briet ihm dessen Besitzerin, eine stattliche Deutsche, ihre blecherne



New York City 1859: Manche Schweine wurden unter den Betten versteckt, um der Beschlagnahme zu entgehen.

Pfanne über.<sup>9</sup> Die Pfanne klapperte, das gepackte Schwein quiekte, die Frau schrie und ihr Mann hielt, mit der Peitsche in der einen und einem Stein in der anderen Hand, große Reden.<sup>10</sup> Dennoch war die Rhetorik des «Piggery War», wonach sich eine Armee von City Inspector Daniel E. Delavan und eine «pork army» gegenübergestanden hätten, übertrieben. Die Vertreibung der Schweine gelang abgesehen von einzelnen gewalttätigen Episoden friedlich. Die Schweine waren frühe Gentrifizierungsopfer. Zu Herbstbeginn 1859 waren sie aus Midtown Manhattan verschwunden, was die Grundstückspreise in der Upper East Side steigen ließ.<sup>11</sup> 9000 Schweine seien beschlagnahmt worden, meldete Delavan. Weit mehr wurden geschlachtet oder zogen mit ihren Besitzerinnen und Besitzern um, nach New Jersey, Westchester oder Brooklyn, wo sie für neue Kon-



**Gewaltsame Entfernung der Schweine aus Manhattan, 1859.**

troversen sorgten. «Auf dass uns die Behörden beschützen!», rief ein Bewohner Brooklyns im August aus, als er feststellte, dass die aus New York vertriebenen Schweine ihren Geruch neuerdings in seiner Stadt verbreiteten.<sup>12</sup>

Schweine und Stadt passten nicht mehr zusammen. Das war in London nicht anders. George Godwin, ein um die Verbesserung der sozialen Lage der Armen bemühter Architekt, bereitete seine Leserinnen und Leser im Jahr des New Yorker «Piggery War» auf die Notwendigkeit vor, den Abscheulichkeiten ins Auge zu sehen. Nur so wären sie zu beheben. Dann berichtete er von den Kühen und Schafen der Stadt. Die armen Kreaturen seien nicht nur selbst verloren, sondern machten auch die Menschen um sie herum kaputt, warnte er.<sup>13</sup> Dicht an dicht standen Londons Kühe in Bretterschuppen, die selbst in engen Gassen standen, inmitten überfüllter menschlicher Besiedelung. Der Gestank ihrer Haltung war abscheulich. Sie lebten eingesperrt in konstanter Dunkelheit und fraßen Abfälle der umliegenden Brauereien, was der Qualität ihrer Milch schadete. Am verfrühten Ende ihrer Leben waren sie so geschwächt, dass sie

nicht einmal mehr auf dem Markt verkauft werden konnten. Sie wurden heimlich entsorgt, was die desolate hygienische Situation weiter verschärfte.

Der Dreck und Gestank des nahen Zusammenlebens von Mensch und Tier in der Stadt offenbarte für sozialreformerische Initiativen die Verwahrlosung der Unterschicht. George Robert Sims, Autor und Sozialreformer, berichtete Ende der 1880er Jahre, manche Londoner Familien könnten ihre Miete nur bezahlen, indem sie ein Entgelt für die Unterbringung von Eseln oder Schweinen hinzuverdienten.<sup>14</sup> In Kellern hausten mitunter ein Mann, eine Frau, drei Kinder und fünf Schweine. Esel und Ponys waren die Schlafgänger der Armen. Meist teilten sie sich den Hauseingang und bogen dann in ihre «Ställe» ab. Zuweilen teilten sie sich auch die Schlafzimmer in den Hintergassen, wo sich nachts zudem reihenweise Hühner auf Stangen einfanden.

In Berlin sorgten weniger die lebenden Tiere für Unmut als ihre Schlachtung. Im Unterschied zu Paris, wo bereits 1818 ein öffentlicher Schlachthof eröffnet wurde – wie auch in Marseille 1848, Wien 1851, München 1865 und Zürich 1868 –, verfügte Berlin, obwohl es 1871 zur Hauptstadt des vereinigten Kaiserreiches geworden war, bis 1881 über keinen öffentlichen Schlachthof. Schlachter arbeiteten dort, wo sie lebten. Für die anderen Hausbewohnerinnen und -bewohner, aber auch die Nachbarschaft bedeutete das «fast täglich [...] den Ekel erregenden Anblick des in den Rinnsteinen fließenden Blutes» und einen atemraubenden Gestank, weil die Senkgruben mit den verfaulenden tierischen Abfällen und Flüssigkeiten weit seltener als vorgeschrieben geleert wurden.<sup>15</sup> Der Gestank war, wenn auch widerlich, zumindest harmloser als das Blut auf der Straße. Bei «dem überaus geringen Gefälle» der Berliner Straßen hatte es Zeit genug, «durch den lockeren Sandboden selbst bis in die Kessel der Brunnen zu sickern» und dort «Leben zu gefährden». Die hölzernen Böden und Treppen der Schlachthäuser wurden durch den konstanten Kontakt mit den Flüssigkeiten



*How Oxen are persuaded.*

Eine typische Stadtszene Mitte des 19. Jahrhunderts: Ein Ochse wird mit Schlägen in einen Hauseingang in Londons Armenviertel getrieben, während weitere Rinder und Schafe die Szene beobachten.

des Schlachtens morsch. Menschen und Tiere krachten regelmäßig durch verfaultes Holz. Die Anlieferung der Tiere in Wohnvierteln störte mindestens so sehr wie die hygienischen Auswirkungen einer Schlachtereier im Erdgeschoss. Schlachttiere rissen sich los, beschädigten Eigentum und bedrohten die Unversehrtheit von Passantinnen und Passanten. Große Viehwagen behinderten den Durchgangsverkehr, während die Tiere abgeladen wurden. Gleichzeitig wuchs Berlin rasant: Aus 173 000 Einwohnern 1801 wurden zwischen 1858 und 1861 500 000; 1905 waren es zwei Millionen geworden.<sup>16</sup> Die Zustände rund um die zahlreichen privaten Schlachtereien würden sich deshalb weiter verschlimmern, befürchteten die Stadtvorderen in den 1860er Jahren.

Es war schließlich die Angst, sich durch den Verzehr verseuchten Fleisches mit tödlichen Krankheiten zu infizieren, die ausschlaggebend für die Errichtung des Central-Vieh- und Schlachthofs wurde. In den zwei sachsen-anhaltinischen Dörfern Hettstedt und Hedersleben waren Anfang der 1860er Jahre über hundert Menschen nach dem Konsum von Schweinefleisch verstorben und mehrere hundert schwer erkrankt.<sup>17</sup> Medizinische Untersuchungen förderten zutage, dass sich die Verstorbenen durch den Verzehr von rohem oder halbrohem Schweinefleisch parasitäre Fadenwürmer, sogenannte Trichinen, in ihre Körper geholt hatten. Für medizinische Experten wie den Berliner Arzt, Pathologen und Sozialpolitiker Rudolf Virchow war klar, dass den unter dem Mikroskop sichtbaren Trichinen, aber auch weniger schwerwiegenden Gesundheitsgefahren nur durch wirksame Kontrollen des Fleisches beizukommen war und dass solche Kontrollen nur an einem zentralisierten Schlachthof zu verwirklichen wären.<sup>18</sup> Es dauerte noch gute zehn Jahre, bis die Zuständigkeiten der Stadtpolitik geklärt und die Lobbyarbeit der Berliner Schlachter überwunden war. 1881 öffnete der städtische Vieh- und Schlachthof seine Tore, mit 87 Fleischinspektoren, 34 Probennehmern und 4 Stempeln, die dem untersuchten Fleisch seinen Unbedenklichkeitsstempel aufdrückten. Die Abteilung wuchs bis 1902 auf 24 Tierärzte, 25 Stempeler, 70 Probennehmer und 260 «Mikroskopiker (darunter 105 Damen)» an.<sup>19</sup> Der Hof war zwischen Frankfurter Allee und Greifswalder Straße mit der neuen Haltestelle Central-Viehhof (bis 1977 Zentralviehhof, heute Storkower Straße) an die Berliner Ringbahn angeschlossen worden, so dass die Tiere nicht länger durch die Stadt gekarrt werden mussten.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)